

Interview Beat Richner : "ich ertrage das Elend immer schlechter"

Autor(en): **Honegger, Annegret / Richner, Beat**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung**

Band (Jahr): **82 (2004)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-724570>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Ich ertrage das Elend immer schlechter»

Den Zürcher Kinderarzt Beat Richner kennen wir als Beato-cello. Seit zwölf Jahren lebt er in Kambodscha und leitet heute vier Spitäler. Zurzeit braucht er dringend Geld für einen Neubau.

**VON ANNEGRET HONEGGER
MIT BILDERN VON SABINE WUNDERLIN**

Vor zwölf Jahren haben Sie Ihre Praxis in Zürich verlassen und gingen nach Kambodscha, um ein Kinderspital aufzubauen – wie kam es dazu? Bereits 1974 war ich dort als Arzt tätig. Der Bund und das Kinderspital Zürich hatten damals eine Partnerschaft mit dem Spital Kantha Bopha in Phnom Penh. Als die Roten Khmer einmarschierten, musste ich das Land verlassen. Nach dem Friedensabkommen 1991 bereiste ich Kambodscha als Tourist und besuchte Kollegen von früher. Das Gesundheitsministerium und der König fragten mich, ob ich das Kinderspital wieder aufbauen würde.

Was haben Sie angetroffen? Alle Spitäler waren in katastrophalem Zustand. Der Bürgerkrieg, das Regime von Pol Pot und die vietnamesischen Besetzer hatten das Land zerstört. Kantha Bopha war eine Ruine. Ich hoffte, der Bund würde seine Mission wieder aufnehmen – vergeblich.

War der Entscheid schwierig, den Wiederaufbau selbst in die Hand zu nehmen? Meine Praxis in Zürich lief gut, ich war etabliert als Arzt und bekannt als Beato-cello. Aber als wir Geld für den Wiederaufbau suchten, wurde mir klar: Das Projekt funktioniert nur, wenn ich selber nach Kambodscha gehe. Als Beato-cello hatte ich bei der Bevölkerung Kredit. Die Leute spendeten Geld, bevor überhaupt etwas stand. So blieb die Frage: Rede ich bloss oder handle ich? Der Entscheid fiel mir schwer, selbst als Single ohne Familie. Denn ich wusste: Das Leben in Kambodscha ist hart und oft auch gefährlich.

Mittlerweile leiten Sie drei Spitäler und eine Maternité mit Hunderten von Angestellten. Manchmal staune ich selbst. Wir fingen mit einem Personalbestand von 13 Ausländern und 60 Kambodschanern an, heute sind es 1420 Kambodschaner und ausser mir nur noch ein Ausländer. Jeden Tag behandeln wir 2000 Kinder in Phnom Penh, 1000 in Siem Reap. Letztes Jahr hatten wir 640 000 Konsultationen, 67 000 Hospitalisationen, 12 800 Operationen und 7000 Geburten. Das ist ein riesiges Unternehmen, viel grösser als jedes Schweizer Spital.

Wo liegen die grössten Probleme in Kambodscha? Die medizinische Misere hat drei Gründe. Der fast dreissigjährige Krieg hat das Gesundheitssystem zerstört. Medizinische Hilfe gab es für die Armen nicht. Die Flüchtlingslager waren die Brutstätte der Tuberkulose, die die Bevölkerung bis heute enorm schwächt. Besonders die Kinder sind anfällig für Infektionen wie Denguefieber oder Malaria. Der zweite Missstand, gegen den ich ankämpfe, ist die Art und Weise, wie der Westen in der armen Welt Medizin betreibt. Die Weltgesundheitsorganisation

WHO setzt Medikamente ein, die bei uns längst verboten sind. Oder sie hält unsere moderne Diagnostik für zu fortschrittlich. Aber gerade Tuberkulose oder HIV kann man nur damit erkennen.

Und der dritte Punkt? Die Korruption. Sie hat ein Ausmass, das wir uns in der Schweiz nicht vorstellen können. In einem normalen Spital sterben die Patienten vor der Türe, wenn sie nicht bezahlen können. Das ist eine Katastrophe. Der übliche Monatslohn eines Arztes beträgt 20 Dollar, einer Krankenschwester 16 Dollar. Die Weltbank schätzt die Lebenskosten für eine vierköpfige Familie aber auf 260 Dollar. Das Personal muss also durch Bestechungsgelder dazuverdienen, um die Familie zu ernähren. Es muss unter dem Tisch Geld für die Medikamente und die Behandlung verlangen.

Wie wirken Sie dem entgegen? Wir zahlen Löhne, die zum Leben reichen. Und die Behandlung ist für alle gratis. Bereits haben fünf Millionen Patienten und Angehörige in unseren Spitälern erfahren, dass ein Spital auch ohne Bestechung funktionieren kann.

Ihren Kritikern gefällt dies nicht. Die WHO und auch der Bund meinten, wir würden das wirtschaftliche Gleichgewicht des Landes stören. Aber nur wenn wir die Korruption ausschalten, können wir gute Medizin machen.

Ihre Gegner behaupten auch, dass Ihre modernen Spitäler bei den Leuten neue Bedürfnisse schaffen. Die Menschen tun alles, damit ihr Kind gesund bleibt oder wird. Das ist kein Bedürfnis, das wir ge-

BEAT RICHNER – BEATOCELLO

Beat Richner, geboren am 13. März 1947 in Zürich, studierte Medizin und war 1974/75 als Kinderarzt in Kambodscha tätig. 1980 bis 1992 betrieb er eine eigene Praxis in Zürich. Bereits während des Studiums trat er als musikalischer Clown Beato-cello auf. Seit 1992 lebt er in Kambodscha. 2002 wurde Beat Richner zum Schweizer des Jahres gewählt.



Kämpfer für Kambodschas Kinder: Beat Richner legt sich beim Einsatz für seine Spitäler notfalls mit der ganzen Welt an. [lowndes](#)



schaffen haben, sondern ein ur-menschliches. Jede Mutter, überall auf der Welt, will ihr Kind in bester Gesundheit wissen. Aber 95 Prozent unserer Patienten sind schlichtweg zu arm, um eine Behandlung – geschweige denn ein Bestechungsgeld – zu bezahlen. Wird ein Kind krank, muss die Familie Geld leihen, den Ochs verkaufen, den Karren, am Schluss noch das Land. Indem bei uns alles gratis ist, bewahren wir viele Familien vor dem finanziellen Ruin.

Ist Ihr Verhältnis zur internationalen Gemeinschaft heute besser? Kofi Annan, der Uno-Generalsekretär, interessiert sich sehr für unsere «Angkor Declaration». Darin haben wir unser Credo niedergeschrieben. Nämlich dass jedes Kind und überhaupt jeder Mensch ein Recht auf bestmögliche Medizin hat. Ob er Geld und Macht hat oder nicht. Bereits haben 200 000 Betroffene unterschrieben. Ich bin zuversichtlich, dass die internationale Gemeinschaft ihre Politik ändert. Auch die Eidgenossenschaft gibt uns heute Geld, weil unser Verhältnis von Heilungsrate zu Heilungskosten sehr gut ist.

Medizinisch sind Sie sehr erfolgreich. Wie sieht es mit den Finanzen aus? Medizinisch laufen die Spitäler gut ohne mich. Aber das Geld ist meine grösste Sorge. Seit dem Anfang haben wir immer nur genügend Mittel für vier Monate im Voraus. Unser Geld stammt vor allem von Schweizer Spendern. Die meisten Beträ-

ge liegen zwischen 20 und 500 Franken. Das sind Einzelpersonen, die unserer Stiftung Geld geben, weil sie Beatocello kennen und wissen, dass ihre Spende nicht ins Leere hinausgeht. Was mich freut: Diese Spenden nehmen sogar zu. Längerfristig ist es wichtig, dass auch die Finanzquellen von mir unabhängig sind. Früher war ich Idealist. Heute eher Materialist. Ohne Geld würden vier von fünf Kindern hier sterben. Das ist eine Realität, und zwar eine sehr materialistische.

Unser Verhältnis von Heilungsrate zu Heilungskosten ist sehr gut.

Welchen Beitrag leistet denn der kambodschanische Staat? Kantha Bopha ist ein Regierungsspital, aber der Staat bezahlt nur etwa zwei bis drei Prozent der Ausgaben. Man muss realistisch sein: In den nächsten zehn Jahren wird er die Spitäler nicht selbst finanzieren können. Da muss der Westen meiner Meinung nach seine Verantwortung wahrnehmen.

Pro Jahr brauchen Sie 15 Millionen Franken für Ihre Kliniken. Und jetzt bis im August 20 Millionen zusätzlich für einen Neubau. Kantha Bopha I ist zu klein, überlastet und von Termiten zerfressen. Deshalb frage ich eine Million Schweizer an, bei unserer «Aktion Zwanzgernerötli»

mitzumachen. Ohne das Geld halten wir noch bis Mitte 2005 durch, dann sind wir am Ende. Es geht um alles oder nichts.

Zwanzig Millionen Franken sind viel Geld. Dieser Betrag beinhaltet den Landkauf, ein Spital mit 600 Betten, vier Operationssälen, zwei Intensivstationen, zwei Neugeborenen-Stationen. Zum Vergleich: Die Renovation des Triemli-Spitals in Zürich kostet 720 Millionen Franken.

Sind Sie eigentlich noch Arzt oder eher Manager? Um ein Spital zu führen, muss man medizinisch auf der Höhe bleiben. Das ist eine Verpflichtung gegenüber den Patienten und den Kollegen. Ich fliege zwischen den Spitälern in der Hauptstadt und Siem Reap hin und her. Wo ich gerade bin, nehme ich an der Visite und an den Rapporten teil. Jedes Spital ist ganz stur organisiert, fast wie ein Militärspital. Anders als mit einer straffen Organisation kann man den grossen Patientenandrang gar nicht bewältigen. Daneben beschäftigen mich natürlich auch das Personalwesen und die Logistik.

Und das Privatleben? Dafür bleibt mir kaum Zeit. Mein Tag beginnt um fünf Uhr. Das liegt daran, dass es oft keinen Strom gibt und wir mit dem Tageslicht leben. Ich habe ein sehr kleines Haus in Siem Reap und eines in Phnom Penh. In der Hauptstadt laufe ich wegen der Entführungsfahrer nie alleine herum, nachts gehe ich möglichst nicht hinaus. Die

Nächte in den Tropen sind lang, um sieben Uhr wird es dunkel. Abends lese ich oder spiele etwas Cello. Oft bin ich aber so müde, dass ich nur noch schlafen möchte. Eigentlich lebe ich ein bisschen wie in Gefangenschaft und habe das Gefühl, das Leben gehe an mir vorbei.

Sie erleben viel Leid. Ständig. Das Leiden von Tausenden von Kindern zu ertragen, ist hart. Manchmal macht es mir mehr aus, manchmal weniger. Und das hängt nicht unbedingt von der Schwere der Fälle ab, sondern von der persönlichen Verfassung.

Wird man mit der Zeit abgehärtet? Im Gegenteil: Es wird immer schlimmer. Ich habe mich nicht daran gewöhnt. Ich merke, dass es mir aufs Alter hin immer schwerer fällt, so viel Elend zu ertragen.

Hilft Ihnen das Cellospielen? Es ist nicht so, dass die Musik als Trost wirkt. Oft bin ich von der Hitze und der Arbeit so geschäft, dass ich kaum mehr den Deckel des Cellokastens öffnen mag. Aber ich gebe seit einigen Jahren jeden Samstag ein Konzert für die Touristen in Siem Reap. Das zwingt mich, täglich ein bisschen zu üben; das ist gut für die Selbstdisziplin. Und die Konzerte sind für uns ein Fenster zum Westen, lösen uns aus der Isolation – und bringen Spenden.

Möchten Sie manchmal aufgeben? Wenn ich sehe, wie die Schere zwischen Arm und Reich auch in Kambodscha immer grösser wird, überkommt mich oft ein Gefühl der Sinnlosigkeit. Generäle und Funktionäre fahren Luxusautos, die Touristen bezahlen im Hotel neben unserem Spital 340 Dollar für eine Nacht. Das

ist doppelt so viel, wie bei uns ein fünf-tägiger Spitalaufenthalt kostet. Dann braucht es Überwindung, nicht zu verbittern. Man muss bereit sein, das auszuhalten, ja zu vergeben. Nicht resignieren, aber vergeben. Sonst könnte ich nicht mehr weitermachen.

Woher nehmen Sie die Kraft? Es braucht fast weniger Mut und Kraft weiterzumachen als aufzuhören. Die Leidtragenden einer Schliessung aus Protest gegen die Verhältnisse wären die kranken Kinder. Das kann ich nicht verantworten.

Was sind die schönen Augenblicke Ihrer Arbeit? Die ärztliche Tätigkeit mache ich gerne. Sie ist vom Fachlichen und vom Menschlichen her interessant. Aber die

Was wir machen, ist eine Selbstverständlichkeit, nichts Spezielles.

schwierigen Momente überwiegen. Das Leben hier braucht viel Kraft.

Vielleicht entschädigen Sie ein Kinderlachen oder dankbare Eltern? Dafür ist die Situation viel zu schlimm. Romantische Momente, wie man sie sich in der Dritten Welt vorstellt, gibt es bei uns weniger. Schliesslich geht es nicht darum, dass die Patienten uns dankbar sein müssen. Wir verhelfen ihnen nur zu ihrem Recht auf eine angemessene Behandlung.

Haben Sie Heimweh nach der Schweiz, wenn Sie in Kambodscha sind? Ja, oft.

Nicht einmal nur nach der Schweiz, eher nach Europa. Zum Beispiel danach, an einem Kiosk verschiedene Zeitungen zu kaufen oder in einer guten Buchhandlung zu stöbern – solche kleinen Dinge vermisse ich.

Das klingt, als ob Sie nicht mehr lange bleiben möchten. Das nicht. Aber zur Zeit kann ich keine Pläne machen. Ich denke nicht an die Zukunft. Das hängt auch davon ab, wie sich unser Projekt in Phnom Penh finanziell entwickelt. Und politisch ist die Lage in Kambodscha alles andere als stabil.

Sie haben keine Familie. Vermissen Sie das? Diese Frage stelle ich mir gar nicht. Eine Familie ist ja nicht nur ein Lehnstuhl zum Ausruhen, sondern auch eine Verpflichtung. Mit meinem Job liesse sich das nicht vereinbaren.

Sind Sie stolz auf das, was Sie erreicht haben? Schwer zu sagen. Als Arzt ist es meine Aufgabe, den Leidensdruck der Patienten zu mindern. Ganz egal, wo ich arbeite. Ich bin kein besserer Arzt, bloss weil ich hier so vielen Patienten helfe. Was wir machen, ist eine Selbstverständlichkeit, nichts Spezielles. Deshalb bin ich weniger stolz auf das Erreichte als traurig über das, was die Weltgemeinschaft alles nicht tut. In der Schweiz ist es selbstverständlich, dass ein krankes Kind behandelt wird – warum sollte das in Kambodscha anders sein? ■

Die Adresse für Spenden an die «Aktion Zwängernötli»: Stiftung Kinderspital Kantha Bopha, Dr. med. Beat Richner, Kambodscha, c/o Intercontrol AG, Seefeldstrasse 17, 8008 Zürich. Postkonto 80-60699-1

DER STAAT KAMBODSCHA UND DIE ARBEIT VON BEAT RICHNER

Das Land in Südostasien am Mekongfluss hat 13 Millionen Einwohner. Nach einem Staatsstreich 1970 wurde Kambodscha zu einem Schlachtfeld des Vietnamkriegs. Von 1975 bis 1979 kamen unter der Terrorherrschaft der kommunistischen Roten Khmer und ihres Anführers Pol Pot über eine Million Menschen ums Leben. Erst 1991 wurde ein Friedensabkommen geschlossen. Unter der Übergangsverwaltung der Uno fanden 1993 Wahlen statt. Seither ist Kambodscha

eine parlamentarische Monarchie mit dem König als Staatsoberhaupt.

Beat Richner hat in den letzten zwölf Jahren in Kambodscha vier Kinderspitäler aufgebaut. Kantha Bopha I (1992) und II (1996) liegen in der Hauptstadt Phnom Penh, Jayavarman VII (1999/2000) mit Maternité und Ausbildungszentrum in Siem Reap, unweit der berühmten Tempelanlage von Angkor Wat. Die Spitäler beschäftigen heute 1420 Angestellte und haben bisher rund fünf Millionen Kinder

behandelt. Die jährlichen Betriebskosten belaufen sich auf 15 Millionen Franken.

► **Internet und Buchtipp:** Auf der Website www.beatocello.ch erfahren Sie mehr über die Tätigkeit von Doktor Richner und über die «Angkor Declaration – Korrekte Medizin für jedes kranke Kind». Beat Richners neues Buch «Hoffnung für die Kinder von Kantha Bopha» ist 2003 im NZZ-Verlag erschienen und kostet CHF 30.–. Bestelltalon auf Seite 66.